

Vor der Pistole.

Erzählung von **A. Oskar Klaußmann.**

(Fortsetzung.)

Ein nichtswürdiger Einjährig-Freiwilliger soll eine Zeitlang bei der Compagnie des Hauptmanns v. Seyffenbarth aus dem Gedächtniß die Reden niedergeschrieben haben, die Hauptmann v. Seyffenbarth bei den Stiefelappells zu halten pflegte. Der Tempelschänder der Disziplin hatte angeblich die Absicht, diese Reden später im Druck zu veröffentlichen, und jedenfalls wäre die Nachwelt um ein interessantes Werk reicher gewesen, wenn der Unternehmer nicht schon nach dem ersten Vierteljahr daran gezweifelt hätte, die Reden überhaupt unterzubringen, es sei denn in einer Reihe Bände von der Zahl und Stärke des Konversationslexikons. Jede einzelne Rede des Hauptmanns v. Seyffenbarth bildete gewissermaßen einen kleinen Band für sich, immer aber gipfelten diese Reden in ein und demselben Punkte, nämlich darin, daß ein Soldat, der keine ordentlichen Stiefel habe, überhaupt kein Soldat sei und vor dem Feinde nicht in Betracht komme.

Wenn wir in Nachfolgendem eine Probe aus einer Stiefelrede des Hauptmanns v. Seyffenbarth geben, so geschieht dies deshalb, weil seine eigenthümliche Anschauung über Stiefel nicht ohne Werth für die weitere Entwickelung unserer

Die Schlacht bei Sempach. (S. 331)

wahrheitsgetreuen Geschichte ist. — Unter dem Siegel der Verschwiegenheit wollen wir noch verrathen, daß Hauptmann v. Seyffenbarth bei den Mannschaften und unter den Unteroffizieren den Spitznamen „Gurkenaugust" führte; auch die Offiziere hatten Kenntniß von diesem Spitznamen und nannten untereinander und in Abwesenheit Seyffenbarth's ihn wohl auch selbst so. Im Soldatenjargon heißt nämlich der Kommißstiefel

wegen seiner unförmlichen Gestalt „Gurke“ und da Seyffenbarth mit Vornamen August hieß, ergab sich für ihn der Titel „Gurkenaugust“ von selber.

Die „Gurkenappells“ lockten sogar aus der Stadt ein interessirtes Publikum in die Nähe des Kasernenhofes und an den Lattenzaun, der den Kasernenhof von der Straße trennte. Gab es doch augenscheinlich Charaktere, denen es ein geradezu grandioses Vergnügen machte, Hauptmann v. Seyffenbarth ein und dieselbe Rede wöchentlich vor seiner Compagnie wiederholen zu hören. Diese berühmte Rede also lautete im Auszuge folgendermaßen:

„Selbstverständlich muß der Soldat seine Waffe, seine Munitionsstücke und seinen Körper in Ordnung halten, das Wichtigste aber bleiben doch immer die Stiefel. Ein Soldat ohne Stiefel ist kein Soldat, ebenso wie ein Stiefel ohne Soldat auch kein Soldat ist. Die ganze Kriegskunst unserer Tage beruht darauf, getrennt zu marschiren und vereint zu schlagen; um vereint zu schlagen aber, dazu muß die Truppe im richtigen Augenblick auf dem Kampfplatz erscheinen. Ein Soldat, der nun seine Stiefel nicht in Ordnung hält, bekommt wunde Füße und kann nicht marschiren, er kann also nicht auf dem Kampfplatz erscheinen, und es ist dies dann ebensoviel, als ob er überhaupt nicht vorhanden wäre. — Stiefel also, und immer wieder Stiefel, das ist das Losungswort für den Infanteristen. An Stiefel muß er denken, wenn er aufsteht, an seine Stiefel muß er denken, wenn er sich niederlegt, von Stiefeln muß er träumen, wenn er ein richtiger Soldat ist, und wenn es nach mir ginge, müßten alle die Leute, die bei der Infanterie irgend welche Stelle bekleiden, und sei es selbst die eines Exerziergefreiten, gelernte Schuhmacher sein, denn nur so könnten sie den Werth und den Zweck der Stiefelpflege verstehen. Als im Januar 1871 die entsetzlichen Schlachten bei Dijon geschlagen wurden, als General v. Werder mit verhältnißmäßig sehr wenigen Truppen gegen die Ueberzahl von Bourbaki Stand hielt, da entschieden unzweifelhaft die Stiefel mit zum größten Theile den Sieg; die deutsche Landwehr hatte feste Stiefel, welche in Schnee und Eis, ebenso auch in dem hin und wieder hereinbrechenden Thauwetter Stand hielten und dem Mann die Füße schonten. Die Franzosen hatten erbärmliche Stiefel, die von schurkischen Lieferanten für die Armee beschafft worden waren und deren Sohlen zum größten Theil aus Pappdeckeln bestanden. Das weiß die Kriegsgeschichte und weiß die Welt, Stiefel mit Pappdeckelsohlen sind eben keine Stiefel, und ein Soldat ohne Stiefel ist kein Soldat, und so wurde die Bourbaki'sche Armee trotz ihrer Uebermacht geschlagen und schließlich über die Schweizer Grenze gedrängt. — Stiefel, das ist das Heiligthum des Infanteristen; ich will es euch so lange wiederholen, bis der Mond aufgeht, denn ich muß leider befürchten, daß es viele nichtsnutzige Kreaturen unter euch gibt, die hier ruhig zuhören, während sich ihr Hauptmann krumm und lahm spricht, und dabei an etwas ganz Anderes denken, das heißt, die es nicht werth sind, daß ein anständiger Ochse sein Leder zu Stiefeln für sie hergibt. Aber mit diesen Elementen werde ich aufräumen und sollte ich die Kerle sammt und sonders auf Lebenszeit auf die Festung bringen . . .“

Die nun folgende Stelle der Stiefelrede begann mit furchtbaren Drohungen gegen alle Mitglieder der Compagnie und schloß mit einem allgemeinen Gewitter. Viele Millionen Donnerwetter lud der Hauptmann v. Seyffenbarth ein, in seine Compagnie zu fahren oder auf ihren Köpfen herumzutanzen. Dann ging er gewöhnlich in einer höchst rabiaten Stimmung davon, weil er sich selbst in Wuth und Zorn hineingeredet hatte; die Compagnie athmete auf, denn sie konnte bis zum nächsten Gurkenappell sich wieder erholen.

Wenn sich aber Hauptmann v. Seyffenbarth nach ein paar Stunden beruhigt hatte und behaglich schmauchend in seiner Junggesellenwohnung oder im Offizierskasino saß, dann hatte er jedesmal das angenehme Gefühl erfüllter Pflicht und kam sich vor wie ein Mann, der ein gewaltiges Stück dazu beigetragen, das Vaterland zu retten und für den Fall der Gefahr zu wappnen und zu stärken.

In seiner Rede war ja Manches enthalten, was wohl richtig sein konnte. Wenn er zum Beispiel von den Kreaturen sprach, die den Hauptmann ruhig von Stiefeln reden ließen und dabei an etwas Anderes dachten, so war er durchaus im Recht, es gab solche verworfene Subjekte, die sich wahrscheinlich, wenn man sie zur Rechenschaft gezogen hätte, mit der Langeweile entschuldigt hätten, welche die Wiederholung der stets gleichen Rede Seyffenbarth's ihnen verursacht habe. Aber für einen Soldaten gibt es bekanntlich keine Langeweile, und jede Rede eines Vorgesetzten hat ihm Vergnügen, Stolz, Ehrfurcht und Begeisterung zu verursachen. Wir fürchten daher, es wird in den Augen aller Leser und Leserinnen den einjährig-freiwilligen Unteroffizier Paul Kramer schädigen, wenn wir mittheilen, daß er ebenfalls zu dieser verworfenen Menschensorte gehörte; er dachte während der Rede seines Hauptmanns durchaus nicht an Stiefel, nicht einmal an Stiefeletten, selbst nicht an Damenstiefeletten, nein, er dachte an eine Dame selbst, an eine Dame, die seit acht Tagen in der Stadt wohnte, die er sehr wohl kannte, mit der er wiederholt zusammengekommen war, in Gesellschaften sowohl wie auf der Straße, und es bedarf wohl keines besonderen Scharfsinnes, um zu errathen, wer diese Dame war.

Und da wir gezwungen sind, uns nicht aufzuhalten, da noch vieles Wichtigere zu erledigen ist, wollen wir hier gleich mittheilen, daß in kurzer Zeit die Herzen Kramer's und des Fräulein Martha Blume, der Schwester des Bataillonsadjutanten, sich für's Leben fanden. Natürlich blieb die Sache vorläufig ein Geheimniß, denn aktiven Militärpersonen, selbst wenn sie einjährig-freiwillige Unteroffiziere sind, ist das offizielle Verlieben und Verloben nicht gestattet.

Aber nicht nur große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus, sondern auch kleine. Zu letzteren gehören die sogenannten Familienereignisse, und lange ehe eine Verlobung wirklich zu Stande kommt, wissen kluge Männlein und Weiblein aus der näheren Umgebung des Brautpaares um die Sache und pflegen sie in kleineren Konventikeln mehr oder minder liebenswürdig zu diskutiren.

Die bevorstehende Verlobung Kramer's mit Martha Blume brachte sogar in der Garnisonstadt eine gewisse Aufregung hervor, wenigstens so weit es sich um den weiblichen Theil handelte.

Es handelte sich hier auch nicht um eine gewöhnliche „Wald- und Wiesenverlobung“, wie Lieutenant Kreyßig in einer Damengesellschaft geistvoll behauptete, sondern um eine sogenannte „große Parthie“; Kramer war selbstständiger Besitzer einer großen Zuckerfabrik, er galt für eine Art kleinen Millionärs, und Martha Blume hatte eigentlich nichts als ihren Namen und eine ganz, ganz kleine Rente, die ihr eine Tante vermacht hatte und die sie noch mit dem Bruder theilen mußte.

Lieutenant Blume und seine Schwester waren die Waisen eines jung verstorbenen Offiziers, dem seine Frau bald in das Grab gefolgt war; für die Waisen blieb nur eine sehr kleine Pension als Erziehungsgeld übrig. Blume wurde im Kadettencorps erzogen und Martha von Verwandten aufgenommen; die Tante, die vor Kurzem gestorben war, hatte an ihr Mutterstelle vertreten. Die Parthie, die also das junge Mädchen machte, war für ihre Verhältnisse eine geradezu glänzende. Es gab Leute, die dem bescheidenen, liebenswürdigen Mädchen das Glück wohl gönnten, der weibliche Theil der Gesellschaft aber in der Garnisonstadt dachte meist anders; hier hätte man es lieber gesehen, wenn der reiche Bräutigam eine „Eingeborene“, das heißt eine aus der Stadt und Gesellschaft stammende Dame zu seiner Braut erkoren hätte und nicht gewissermaßen eine „Zugewanderte“. Es fielen sehr scharfe Urtheile über diese Verlobung, die noch gar nicht perfekt war, und, wie landesüblich, gab man große Schuld an dem allgemeinen Aergerniß der Dame, welche nicht ahnte, welches Unheil sie durch ihr Glück anrichtete.

Der Termin kam in das Land, an dem Kramer nach bestandenem Offiziersexamen zur Reserve entlassen wurde.

Er beschloß aber, seine Militärcarrière sofort zu absolviren und ging nur auf vier Wochen auf seine Fabrik, um dann wieder auf sechs Wochen einzutreten und sich bis zum Vizefeldwebel hinaufzudienen. Er konnte dann schon im nächsten Herbst zum Offizier gewählt werden und hatte die ganze Militärangelegenheit hinter sich; allerdings dachte er stark daran, um jene Zeit auch schon zu heirathen. Um aber den Verkehr zwischen sich und Martha gesellschaftlich zu erleichtern, veröffentlichte er mit Erlaubniß des Lieutenants Blume wenige Tage nach seinem Abgang in den Zeitungen seine Verlobung mit Martha.

Die vier Wochen vergingen außerordentlich rasch, Kramer kam mehrmals nach der Garnisonstadt und bald stand er wieder in der Compagnie des Hauptmanns v. Seyffenbarth, wieder als Unteroffizier, aber diesmal ohne Freiwilligenschnüre.

Kramer hatte merkwürdiges Glück. Er trat in die Compagnie ein an einem Tage, an dem einer der berühmten „Gurkenappells“ gehalten wurde. Als er sich am Morgen bei Hauptmann v. Seyffenbarth zur Dienstleistung meldete, sah ihn dieser wohl fünf Minuten lang an, als wäre Kramer eine überirdische Erscheinung, dann reichte er ihm die Hand und sagte ihm einige zusammenhanglose Worte, aus denen zu entnehmen war, daß Seyffenbarth an ganz andere Dinge dachte.

Am Nachmittag aber trat ein Ereigniß ein, welches Beunruhigung, ja zum Theil Beängstigung bei der Compagnie des Hauptmanns v. Seyffenbarth erregte: er hielt zum ersten Male keine Rede über Stiefel. Er revidirte wie immer höchst sorgfältig das Stiefelzeug, sah in alle „Gurken“ hinein und ertheilte Strafrapporte, Strafwachen und Arreste dutzendweise. Dann rief er den Unteroffizier Kramer heran, sah ihn eine Zeitlang starr an und ging dann davon, ohne an Kramer oder an die Compagnie ein Abschiedswort zu richten. Der Feldwebel ließ, selbst ganz bestürzt über diesen Vorfall, die Compagnie abtreten und war durch das Ereigniß ganz fassungslos. Augenscheinlich brütete der Hauptmann v. Seyffenbarth über irgend einer sehr ernsten Angelegenheit.

— — — — — — — —

Es war in den Nachmittagsstunden eines der folgenden Tage, als Hauptmann v. Seyffenbarth sich im Dienstanzug nach der Wohnung des Obersten begab und den Burschen ersuchte, ihn anzumelden. Der Oberst war zu Hause, und einen Augenblick später trat Seyffenbarth, den Helm in der linken Hand, vor den Regimentskommandeur mit der Bitte um eine dienstliche Unterredung.

Der Oberst schien über den Besuch überrascht, bat aber, Platz zu nehmen, und sagte: „Was führt Sie zu mir, Herr Hauptmann? Hoffentlich nichts Schlimmes.“

Hauptmann v. Seyffenbarth zuckte die Achseln

„Ich wende mich an Sie, Herr Oberst, gewissermaßen um mit mir selbst in's Reine zu kommen. Ich kann mit gewissen Dingen nicht fertig werden und fühle mich verpflichtet, sie beim Regimentskommando zur Anzeige zu bringen, in der Hoffnung, daß mein Gefühl für falsch erklärt wird. Ich befinde mich in einem Zwiespalt mit mir selber, der mir großes Unbehagen verursacht. Wollen der Herr Oberst mich ein paar Minuten anhören?"

„Ich bitte recht sehr, Herr Hauptmann, erzählen Sie nur! Ich bin neugierig, zu erfahren, um was es sich handelt."

Hauptmann v. Seyffenbarth räusperte sich und begann: „Während des letzten Manövers fand zwischen dem Lieutenant Blume und dem damaligen einjährig-freiwilligen Unteroffizier Kramer im Offizierszelt des Biwaks ein ziemlich unerquicklicher Vorfall statt, bei welchem Kamerad Blume entschieden im Unrecht war. Nach der Rückkehr in die Garnison schickte Kramer einen ehemaligen Studiengenossen zu Blume und ließ diesem eine schwere Forderung auf Pistolen überbringen. Blume erklärte sich zur Genugthuung bereit, unterbreitete die Sache aber ganz privatim einer Anzahl von Kameraden, zu denen ich gehöre. Wir erklärten ihm, er müsse sich schlagen, aber aus Gründen der Disziplin könne das Duell erst nach abgeleisteter Dienstzeit Kramer's stattfinden. Ich weiß nicht, ob dem Herrn Oberst etwas davon bekannt geworden ist."

„Nein," sagte der Oberst überrascht, „es ist mir von der Sache nichts bekannt geworden."

„Nun," fuhr Seyffenbarth fort, „Kramer hat seine Dienstzeit beendet, und das Duell hat nicht stattgefunden. Wie dem Herrn Oberst bekannt sein wird, hat sich Kramer inzwischen mit der Schwester seines Gegners verlobt, und es herrscht ja höchst wahrscheinlich zwischen Blume und Kramer das beste Einvernehmen. Ich gestehe selbst zu, es ist mir auf der einen Seite fürchterlich, daß dieses Duell zwischen den beiden zukünftigen Schwägern stattfinden soll; es gibt ja unvermeidlich dabei unglückliche Menschen. Trifft Blume seinen Gegner schwer, so bringt er seine Schwester um ihr Lebensglück; verwundet Kramer seinen Gegner schwer oder schießt er ihn nieder, so ist es natürlich für ihn unmöglich, die Schwester des Mannes zu heirathen, den er getödtet hat; schießen sich die beiden Gegner gegenseitig todt, was bei der außerordentlich schweren Forderung, die auf fünf Schritte und gleichzeitiges Schießen bei gezogenen Pistolen lautet, gar nicht unmöglich ist, dann verliert das junge Mädchen Bruder und Bräutigam zu gleicher Zeit und steht hilflos in der Welt da. Ich habe mir das sehr wohl überlegt, aber ich bin nicht nur Mensch, ich bin auch Offizier. Nach meiner Ueberzeugung — und ich wünschte wirklich, sie wäre irrig — muß das Duell, das einmal eingeleitet worden ist, unter allen Umständen stattfinden. Das Duell ist eine zu wichtige, ich möchte sagen eine zu heilige Institution, als daß damit Spaß getrieben werden dürfte. Das Duell muß nach meiner Auffassung unter allen Umständen stattfinden. Nun könnte man erwiedern, die Sache läge nicht an unserem Kameraden Blume, sondern lediglich an Kramer: so lange Kramer als der Beleidigte nicht auf dem Austrag des Duells besteht, habe Blume keine Veranlassung, sich ihm zu stellen. Diese Auffassung mag richtig sein; nach dem Empfinden eines Offiziers, nach dem ungeschriebenen Ehrenkodex unseres Standes ist diese Auffassung aber eine durchaus irrige. Es kommt noch mehr dazu. Kramer steht nicht außerhalb der Schranken, welche Herkommen, Sitte und Stand für den Offizier gezogen haben, er steht im Begriff, Reserveoffizier unseres Regiments zu werden, er ist denselben Ehrengesetzen unterworfen, wie sein Gegner Blume. Das Duell muß stattfinden; findet es nicht statt, so muß nach meiner Ueberzeugung Blume seinen Abschied nehmen, und ebenso wird es Kramer unmöglich werden, dem Offiziercorps irgend eines Regiments in der Reserve und Landwehr anzugehören. Ich weiß nicht, wie die beiden Gegner über die Sache denken. Es ist nicht meines Amtes, sie an ihre Pflicht zu mahnen, besonders wäre das für mich kaum möglich gegenüber Kramer, der im Verhältniß eines direkten Untergebenen zu mir steht. Aber unmöglich kann ich die Sache auf sich beruhen lassen. Ich komme deshalb zu dem Herrn Oberst, um ihm die ganze Angelegenheit mitzutheilen und in seine Hände die Entscheidung zu legen."

Der Oberst hatte aufmerksam zugehört und sagte nach einigem Nachdenken: „Ich danke Ihnen, Herr Hauptmann, für Ihre Mittheilung; sie betrifft allerdings einen ziemlich heiklen Fall, aber nach meiner Auffassung muß das Duell stattfinden. Ich bin vollständig Ihrer Meinung, das Duell muß zum Austrag gebracht werden, und zwar nicht etwa nur zum Schein, sondern in vollem Ernst, genau unter den scharfen Bedingungen, die bei der Forderung ergangen und von Blume angenommen sind. Die Sache betrifft aber gleichzeitig das Wohl und Wehe einer ganzen Anzahl von Personen. Wie Sie außerdem richtig bemerkten, Herr Hauptmann, spricht ja bei solchen Gelegenheiten nicht nur der Offizier, sondern auch der Mensch ein Wort mit. Ich werde mich daher mit den Stabsoffizieren des Regiments berathen und werde Sie bitten, Herr Hauptmann, in dieser Berathung noch einmal den ganzen Fall so schlicht und unparteiisch vorzutragen, wie Sie das bei mir gethan haben."

Einige Minuten später verließ Hauptmann v. Seyffenbarth die Wohnung des Obersten. Wäre er zu diesem befohlen worden, um von ihm zu erfahren, daß seine ganze Compagnie aus verlodderten Kümmeltürken bestehe, welche sammt und sonders beschädigte und schlecht gehaltene Stiefel besäßen, er hätte nicht niedergeschlagener sein können, als jetzt, nachdem er mit seiner Ansicht vom Regimentskommandeur Recht bekommen und gleichzeitig durch seine Meldung einen Stein in's Rollen gebracht hatte, der mit furchtbarer, zerschmetternder Wucht auf drei Menschen niederfallen mußte.

Hauptmann v. Seyffenbarth ging nach Hause, zog sich seinen Hausrock an, ohne mit seinem Burschen ein Wort zu sprechen, dann setzte er sich an den Tisch und blieb, ohne zu essen, zu trinken und zu rauchen, bis tief in die Nacht sitzen. Der Bursche hörte ihn erst um Mitternacht zu Bett gehen und konnte vor Angst selbst bis zum Morgen nicht schlafen, weil er bestimmt an den Weltuntergang glaubte. Nur so war nach seiner Meinung das veränderte Benehmen seines Hauptmanns zu erklären.

6.

Mit glückstrahlendem Gesicht saß Martha zwischen Bruder und Bräutigam. Sie hatte Jedem eine Hand gereicht, und nun sah sie mit glückselig leuchtenden Augen von dem Einen zum Anderen. Sie plauderte wie ein Kind, heiter, sorgenlos, nichts ahnend; sie plauderte von der Zukunft, wie sie zusammen leben wollten, wie sie sich einzurichten gedächten, und wie schön es sein würde, wenn Benno auf Urlaub käme, um Schwester und Schwager zu besuchen. Allerliebst klangen ihre kleinen Scherze, es war eine wahre Freude, ihr zuzuhören, und auch Bruder und Bräutigam lächelten, aber für den scharf Beobachtenden war es ein eigenthümliches, gezwungenes Lächeln, das in ihren Gesichtern lag; nur der Mund lächelte, die Augen blieben starr, ernst, nachdenklich.

Das fiel endlich selbst dem harmlosen Mädchen auf. „Was habt ihr nur Beide?" sagte sie. „Ihr seid ja heute entsetzlich ernst! Glaubst Du wirklich, Paul, Du müßtest Dich auf Deine hohe Stellung als Ehemann so vorbereiten, und Du, Benno, nicht minder auf die wichtige Charge eines Schwagers? Geht doch, geht! ihr wollt mich nur quälen mit euren ernsthaften Gesichtern."

„Aber, wir sind ja ganz vergnügt!" sagte Paul Kramer, und er zwang sich wieder zum Lächeln.

„Ein schönes Vergnügen!" schmollte Martha, „geh' mir doch weg, Du siehst aus, als hättest Du Essig getrunken!"

„Das macht der Dienst," entschuldigte Blume; „Du mußt Paul schon verzeihen, Schwesterchen. Der Dienst macht nicht nur körperlich müde, sondern er stumpft auch geistig ab; jetzt gerade während des Bataillonsexerzierens wird man sehr angegriffen."

„O dieser abscheuliche Dienst! Er kommt euch immer als Vorwand gelegen, wenn ihr mich ärgern wollt." (Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Sempach.

(Mit Bild auf Seite 329.)

Am 9. Juli 1386 kam es bei Sempach, einem kleinen Städtchen im Kanton Luzern, zur Schlacht zwischen Herzog Leopold von Oesterreich, der über 1400 schwer geharnischte Ritter nebst 2600 Fußknechten und Knappen verfügte, und der schweizerischen Eidgenossenschaft, deren Streitmacht nur 1500 Kämpfer zu Fuß zählte. Die von den Pferden gestiegenen österreichischen Ritter bildeten mit ihren langen Speeren eine undurchdringliche Phalanx, die zu durchbrechen die Schweizer sich vergeblich abmühten. Ihrer sechzig lagen schon todt am Boden, als Arnold Winkelried von Unterwalden sich für das Vaterland zu opfern beschloß. Mit den Worten: „Liebe Eidgenossen, ich will euch eine Gasse machen; sorget für mein Weib und meine Kinder!" stürzte er sich in die Speere, umfaßte mit seinen Armen so viele, als er konnte, und drückte sie im Fallen mit sich zu Boden nieder. Ueber den Körper des Helden brach nun, wie auf S. 329 dargestellt, der Schlachtkeil der Eidgenossen in die Ordnung der Ritter ein, die fast alle niedergemacht wurden. Die Fußknechte flohen, Herzog Leopold selbst wollte die Schmach nicht überleben, sondern stürzte sich in das Schlachtgewühl und fand den Tod.

Die Luftbahn für Eisenerztransport bei Aalesund in Norwegen.

(Mit Bild auf Seite 332.)

Bei der norwegischen Stadt Aalesund befindet sich die auf S. 332 dargestellte Luftbahn für Eisenerztransport, die als eine der kühnsten und originellsten Anlagen dieser Art gelten darf. Oben auf der Höhe des steil zum Fjord abstürzenden Felsens liegt ein Eisenerzbergwerk der Londoner Firma Adamson & Comp., dessen Erze wegen der ungeheuren Unkosten unausgebeutet bleiben müßten, wollte man sie zu Wagen thalabwärts schaffen, während Anlage und Betrieb einer solchen Luftbahn verhältnißmäßig billig ist. Seitwärts vom Förderschacht ist oben eine feste Plattform errichtet mit zwei Seilrädern an den Seitenstreben. Zwei starke Drahttaue reichen von dort bis zum Bollwerk unten am Strand, wo sie sich vereinigen, von einem daranhängenden beschwerten Behälter straff gehalten. Auf diesen Drahtseilen laufen kleine Rillräder, an denen die je zwölf Zentner Eisenerz fassenden Eimer hängen, und die ein dünneres Zugseil auf und nieder bewegt, indem der oben gefüllte Eimer den leeren in die Höhe zieht und umgekehrt. Dies Zugseil ist ein Seil ohne Ende; es läuft oben über die vorhin erwähnten beiden senkrechten Seilräder und noch um ein wagerecht liegendes Rad dahinter, an dem eine Hemmvorrichtung angebracht ist; unten ist gleichfalls ein senkrechtes Rad, über das das Zugseil geleitet wird. Hier öffnet man die vollen Wagen, deren Inhalt in auf Schienen darunter gefahrene kleine Wagen fällt. Sind diese voll, so werden sie gleichfalls auf Schienen an Bord des neben dem Bollwerk ankernden Transportschiffes gefahren und entleert.

Das Urtheil des Paris.

Nach den Akten erzählt von F. v. Zobeltitz.

1. (Nachdruck verboten.)

An einem der ersten Oktobertage des Jahres 1788 befand sich in dem Vorzimmer des in der Friedrichstadt zu Dresden belegenen Palastes Seiner Excellenz des Grafen Camillo Marcolini, Oberkammerherrn des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen und Generaldirektors der Kunstakademie, ein Herr von breitschultriger Gestalt mit lebhaft gerötheten, plumpen, aber intelligenten Zügen, den das Warten sehr ungeduldig zu machen schien. Er hatte sich als Jonkheer Franz van der Werff, aus Holland gebürtig und in Privatangelegenheiten reisend, bei Marcolini anmelden und um eine Audienz in dringender Geschäftssache bitten lassen. — Endlich trat der Kammerdiener des Grafen in das Vorzimmer und meldete dem Holländer, daß Seine Excellenz bereit seien, Seine Gnaden den Jonkheer zu empfangen.

Graf Marcolini, ein kleiner schwarzer, etwa fünfzigjähriger Italiener von äußerst gewinnenden Formen, saß an seinem Schreibtische, erhob sich jedoch sofort beim Eintritt van der Werff's, der ihm ohne Weiteres die Hand entgegenstreckte und mit seiner tief und rauh klingenden Stimme unter zeitweiligem asthmatischen Schnaufen sagte: „Entschuldigen, Excellenz, meine Störung und meine nicht ganz salonfähige Toilette. Ich bin ein wenig pressirt —"

„Bitte recht sehr," fiel der Graf ein. „Nehmen Sie Platz, mein Herr! Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Mit einer großen Gefälligkeit, Excellenz," erwiederte der Holländer, sich niederlassend. „Es handelt sich nämlich um Folgendes: Ich bin ein naher Verwandter des Malers Adrian van der Werff, der vor ungefähr siebzig Jahren in Rotterdam verstorben ist, bin sehr reich und sozusagen ein Querkopf, der immer das ausführt, was er sich einmal vorgenommen hat. Ich bin nun 'mal so, Excellenz, und werde mich nicht mehr ändern. In meinem Hause in Amsterdam habe ich eine recht schöne Gemäldegallerie — wenn Excellenz mich 'mal besuchen wollen, werden Sie Ihre Freude dran haben — und auch eine ganze Masse Bilder von meinem berühmten Ahn, dem Adrian. Nun hat mein Vetter, der



Die Luftbahn für Eisenerztransport bei Aalesund in Norwegen. (S. 331)

Professor Jacobus Huysum, mich kürzlich belehrt, daß das schönste Gemälde Adrian's van der Werff sich in der Dresdener Gallerie befinde und das „Urtheil des Paris" darstelle. Daß nicht ich dieses Gemälde Adrian's besitze, hat mich so geärgert, daß ich mit Jacobus Huysum gewettet habe, ich würde das „Urtheil des Paris" binnen Jahresfrist an mich bringen oder ihm tausend Dukaten zahlen. Gewinn' ich die Wette, so ist er um die genannte Summe ärmer — aber ich pfeife auf seine Dukaten! Mir liegt nur an dem „Urtheil des Paris", und ich betrachte es als Ehrensache, diesen Adrian van der Werff in meiner Gallerie zu haben, in der schon so viele Werffs hängen. Und daher, Excellenz: was kostet das „Urtheil des Paris"? Ich will es kaufen."

Marcolini hatte den Holländer ruhig aussprechen lassen; jetzt lächelte er leicht und entgegnete: „Ich bedaure sehr, mein verehrter Herr; das Gemälde ist unverkäuflich."

Der Holländer nickte. „Ich erwartete diese Antwort — wenigstens für den Anfang. Der Kurfürst von Sachsen ist kein Kunsthändler. Aber ich taxire, der durchlauchtigste Herr wird das Geld zu schätzen wissen, wie alle Menschen. Ich sagte Euer Excellenz bereits, daß ich sehr reich bin. Ich biete jeden Preis. Fordern Sie."

Der Minister erhob sich; eine leichte Wolke huschte über seine Stirn.

„Mynheer," erwiederte er kurz, „ich kann ebensowenig mit mir handeln lassen, wie mein kurfürstlicher Gebieter. Das betreffende Gemälde gehört zu der Sammlung des Staates und ist nicht feil."

„Auch nicht, wenn ich hunderttausend Gulden zahle, Excellenz — bar — in holländischen Staatspapieren?"

„Auch dann nicht, mein Herr. Der Kurfürst ist so stolz auf die Gallerie, daß er unter keinen Umständen gewillt sein dürfte, selbst gegen hohen Preis eine Perle seiner Sammlung abzugeben. Lassen Sie uns damit die Unterredung schließen. Nochmals, Mynheer: ich bedauere, Sie mit einem abschlägigen Bescheid entlassen zu müssen, aber ich bin außer Stande, Ihren Wunsch zu erfüllen." — Er berührte die Klingel auf seinem Schreibtisch. Der Holländer sah, daß jedes weitere Wort überflüssig sein würde, und verabschiedete sich.

„Verwünschte Geschichte!" murmelte er in sich hinein. „Was scheert's mich, ob das Bild werthvoll ist oder nicht! Ich will dem Huysum gegenüber Recht behalten; er hat seine Wette verloren, wenn das Bild nur einen Tag lang in meinem Hause hängt! Hm — will mir die Pinselei wenigstens einmal ansehen und dann frühstücken. Mir knurrt der Magen."

Er schritt über den Judenhof, wo sich damals der Eingang zu der Gemäldegallerie befand, stieg die sogenannte englische Treppe hinauf und fragte einen Diener nach den Werff'schen Bildern. Der Mann, Namens Matthias Schnei-

Humoristisches.

Der entlarvte Frauenmörder.

Von **W. Grögler.**



Schon wieder ein Frauenmörder! Der Verbrecher ist flüchtig und soll sich nach Klughausen gewendet haben; auf Habhaftwerdung desselben sind tausend Mark Belohnung ausgesetzt — also aufgepaßt, Leute!



Es war eine rabenschwarze Nacht, der Regen goß in Strömen — der Wind heulte durch die Straßen, als



eine dunkle Gestalt mit einer unheimlichen Last, die die Form eines in Tücher gehüllten menschlichen Körpers hatte, sich mühsam durch die Kanalstraße von Klughausen schleppte.



„Ha, was ist das für ein verdächtiges Individuum, das da zum Kanalufer hinunterschleicht," murmelte der Polizeisoldat Grimmig, „und was trägt denn der Kerl auf dem Buckel? Gerade wie eine menschliche Figur sieht das Ding aus."



„Herr Feldwebel! Sehen Sie den verdächtigen Kerl dort unten, wenn das am Ende gar der Frauenmörder wäre?"



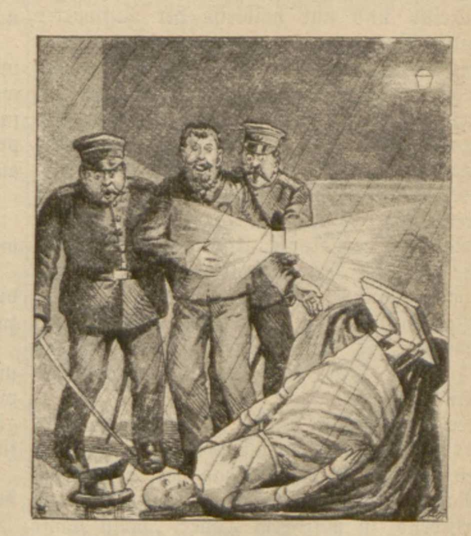
„Recht habt Ihr, Grimmig," stimmte der Feldwebel bei. „Vorwärts, nur Muth, der Kerl entkommt uns nicht, und die tausend Mark gehören uns."



Der unheimliche Wanderer war inzwischen am Kanal angelangt; trotz strömenden Regens lehnte er sich an die Quaimauer; die unheimliche Last schien ihn zu drücken, er wischte sich den Schweiß von der Stirne.



„Halt! Halt!" tönte es plötzlich hinter ihm. „Nicht gerührt, haben wir Dich endlich, Mörder, elender, verruchter Bösewicht; das soll Dein letztes Opfer sein!"



„Aber, meine Herren, ich ein Mörder? Ich bin ja der Packträger Müller Nr. 77 und trag' da die Gliederpuppe zum Herrn Kunstmaler Pfusch in der Quaistraße!" — „Auweh! Diesmal war es nichts mit den tausend Mark."

der, geleitete ihn in den Saal, in dem die drei Werffs hingen, die der Dresdener Gallerie angehörten, unter ihnen auch das „Urtheil des Paris".

Die Gallerie war zur Zeit nicht sehr stark besucht, immerhin befanden sich in dem Werff'schen Saale etwa fünfzehn bis zwanzig Menschen, die einzeln oder in Gruppen vereinigt die Bilder bewunderten. Das „Urtheil des Paris", ganz in der graziösen und delikaten Ausführung, die Adrian van der Werff zu dem beliebtesten Salonmaler seiner Zeit stempelte, hing zwischen einer Porträtstudie von Seybold und der berühmten Magdalena des Correggio, die außer von ihrer ziemlich schlichten äußeren Holzumrahmung noch von einem inneren Rahmen aus reinem Silber, mit Edelsteinen besetzt, umschlossen war.

In dem Augenblick, da der Holländer von Schneider in den Saal geführt wurde, nahte sich von der anderen Seite der Gallerieinspektor Riedel und begann, in dem Jonkheer sofort einen Fremden erkennend, die Gemälde mit einigen kritischen Bemerkungen zu erläutern. Er rühmte zunächst den hohen Werth des Seybold'schen Porträts und in gleicher Weise den des „Urtheils des Paris", hinzufügend, daß erst vor Kurzem ein Russe siebzehntausend Thaler für dieses Bild geboten habe, daß Seine Durchlaucht es indessen nicht habe veräußern wollen.

„Ich würde auf der Stelle das Vierfache dafür zahlen," bemerkte der Holländer mit so ernster Stimme, daß der Inspektor Riedel sich ganz verblüfft nach ihm umwandte. Dennoch mochte er glauben, der Fremde habe das nur scherzend geäußert, denn er fuhr in seinen Erläuterungen fort, ging auf die Correggio'sche Magdalena über, rühmte deren wundersame künstlerische Feinheit und sagte schließlich auch über den höchst werthvollen Silberrahmen einige Worte.

Er sprach französisch, wurde jedoch plötzlich von einem schlicht bürgerlich gekleideten Manne mit schwarzem Vollbart, anscheinend einem braven Handwerksmeister, unterbrochen, der ihn in gemüthlichem Sächsisch fragte:

„Sind denn die Diamanten echt oder sehen sie blos so aus?"

„Nein, sie sind echt, mein Bester," entgegnete der Inspektor lachend, nunmehr auch in deutscher Sprache. „Der Stein hier zum Beispiel" — er wies auf einen wundervollen Brillanten — „der Stein allein wird wohl an tausend Dukaten oder darüber werth sein; das ganze Bild aber mitsammt dem Rahmen ist schwer zu schätzen. Jedenfalls glaube ich nicht, daß Sie es bezahlen könnten, mein lieber Mann!"

„Das glaube ich auch nicht, Wochatz," fügte schmunzelnd und nur halbleise der Aufwärter Schneider hinzu.

Inzwischen war der Holländer hinter die Staffelei eines jungen Malers getreten, der das „Urtheil des Paris" kopirte und sich um das ihn umgebende und ihm zeitweilig über die Schultern schauende Publikum gar nicht kümmerte. Van der Werff schien sich für die Kopie lebhaft zu interessiren; er nickte mehrere Male sichtlich befriedigt mit dem Kopfe, legte dann eine Hand auf die Schulter des Malenden, so daß dieser inne halten mußte, und sagte:

„Vortrefflich, ganz vortrefflich, mein Lieber! Ich werde Ihr Bild kaufen. Wann ist es fertig? Was kostet es? Wie heißen und wo wohnen Sie?"

Der Maler schaute auf — es war ein hübscher blonder Mensch von höchstens fünfundzwanzig Jahren — und da er sah, daß der Sprechende ein Mann von Stande war, so antwortete er, sich erhebend, in höflichem Tone: „Mein Name ist Leonhard Friese, mein Herr, und meine Wohnung ganz in der Nähe, Sporergasse 5, bei dem Galleriewärter Schneider."

„Schön," sagte der Holländer, sein Taschenbuch ziehend und sich einige Notizen machend; „ich werde heute Abend sieben Uhr bei Ihnen sein." Und kopfnickend verließ er die Gallerie.

2.

Leonhard Friese war ein begabter Maler, aber die Noth des Lebens zwang ihn, handwerksmäßig für geringe Bezahlung allerhand kleine Bestellungen zu übernehmen, Schildereien anzufertigen und in den Gastwirthschaften die Decken zu malen. Wurde ihm einmal die Kopie eines berühmten Gemäldes übertragen, so war er glücklich; im Allgemeinen mußte er sich aber recht kümmerlich durch das Leben schlagen.

Für Leonhard Friese war der aufreibende Kampf um das Dasein um so schwerer zu ertragen, als er Anna, die Tochter des kurfürstlichen Gallerieaufwärters Schneider, liebte. Er hatte Schneider ein Zimmer abgemiethet, und das hübsche Annchen besorgte ihm seine kleine Wirthschaft. Sie war ein braves und liebes Mädchen, einfach und schlicht und in kleinen Verhältnissen aufgewachsen, aber da auch Leonhard einer armen Handwerkerfamilie entsprossen war und von seiner zukünftigen Lebensgefährtin nichts Anderes verlangte, als ein warmes Gemüth und einen praktischen Sinn, so paßten die Beiden vortrefflich zu einander.

Vater Schneider hätte sich für sein hübsches Töchterchen freilich eine bessere Parthie gewünscht. Da lebte nämlich im Hause Sporergasse 5, Thür an Thür mit Leonhard, noch ein anderer junger Mann, der hieß Karl Spießer. Er war Vergolder und verdiente ungleich mehr in seinem Geschäft als der arme Künstler. Man sagte, er habe sich bereits eine hübsche Summe gespart, um sich selbstständig machen zu können, und er warte nur noch darauf, ob die Anna ihm oder dem Leonhard endgiltig den Vorzug geben werde. Denn auch er freite um Annchen und hoffte immer noch auf sie, obschon sie ihm offen gesagt hatte, sie würde niemals seine Frau werden, denn sie liebe ihn nicht.

Und das war begreiflich. Karl Spießer war zwar auch ein ansehnlicher Mann, aber er galt für einen Geizhals und Einen, der gern im Trüben fischt, und auch seine Familie genoß keines guten Rufes. Seine Mutter hatte sich zum zweiten Male verheirathet mit einem ehemaligen Schuhmachermeister Namens Wochatz, der schon einmal wegen Diebstahls bestraft worden war. Mit diesem Wochatz war Spießer sehr befreundet und saß mit ihm oft Nächte lang zusammen in dem einsam gelegenen Häuschen seines Stiefvaters in der Radebergerstraße, und die Leute behaupteten, die Beiden befaßten sich im Geheimen mit dem Versuche, aus Blei, Eisen und anderen Metallen Gold zu machen. —

Leonhard Friese erwartete den Holländer um die angegebene Stunde. Van der Werff war pünktlich. Er trat nach kurzem Anklopfen in das Zimmerchen Leonhard's, warf einen prüfenden Blick ringsum und ließ sich sodann auf einem Stuhle nieder.

„Sind wir ungestört?" fragte er.

Der Maler verneigte sich. „Vollkommen, mein Herr."

„Schön. Also hören Sie. Ich will Ihnen die Kopie des „Urtheils des Paris" abkaufen, und zwar zahle ich fünfhundert Dukaten dafür."

Ein beglückter und erstaunter Ausruf Friese's unterbrach ihn. Der Maler war dunkelroth geworden. „Verzeihung, mein Herr, aber ich glaube, ich habe Sie mißverstanden. Sie sagten fünfhundert Dukaten?"

„Ganz richtig. Ich zahle noch ferner fünfhundert, zusammen also tausend Dukaten, wenn Sie mir eine Wette gewinnen helfen wollen. Ich muß das Werff'sche Bild — das Original, nicht die Kopie — zu Amsterdam haben. Graf Marcolini hat mir den Kauf des Bildes abgeschlagen — ich kann es also nur durch List an mich bringen. Da hab' ich denn Folgendes überlegt. Sie vollenden Ihre Kopie genau nach der Vorlage; das Laienauge darf zwischen Kopie und Original gar keinen Unterschied finden. Dann vertauschen wir einfach die Bilder, das heißt wir hängen die Kopie an die Stelle des Originals, und mit dem Letzteren fahre ich nach Amsterdam und bringe es auch fein säuberlich behufs Umtausches wieder zurück. Verstanden?" —

Spleenige Fremde durchreisten in jener Zeit, die reicher an Originalen war, als es im nivellirenden neunzehnten Jahrhundert der Fall ist, vielfach die Welt, und Engländer, Russen und Holländer galten stets als besonders bizarr und launenhaft. Trotzdem war der junge Maler über diesen Vorschlag ganz sprachlos.

„Mein Anerbieten überrascht Sie, mein Freund," fuhr der Holländer fort. „Aber ich spreche im vollsten Ernst. Ich habe den Nachmittag zu eingehenden Erkundigungen benutzt. Der einzige Beamte der kurfürstlichen Gallerie, der etwas von den Bildern versteht, ist der Inspektor Riedel. Er geht Mitte des Monats auf längere Zeit nach England. Die Aufwärter und das Publikum werden von dem Umtausche nichts merken. Er ist leicht auszuführen, da Ihr Wirth die Schlüssel zu der Gallerie besitzt. Sie brauchen sie nur an sich zu nehmen und in der Nacht, wo die Gallerie völlig unbewacht ist, den Umtausch zu bewerkstelligen. Damit Sie aber nicht zu fürchten haben, daß ich das bewußte Bild stehlen will, bin ich bereit, fünfzigtausend Gulden so lange bei Ihnen zu deponiren, als das „Urtheil des Paris" in meinem Besitz ist. Sie könnten mit dieser Summe flüchten, aber ich glaube es nicht. Vertrauen gegen Vertrauen; ich halte Sie für einen ehrlichen Mann."

„Aber ich würde es nicht bleiben, Mynheer, wollte ich Ihr Anerbieten annehmen," entgegnete Leonhard. „Nein, Mynheer, dazu gebe ich mich nicht her. Wollen Sie die Kopie kaufen — gut. Aber auf den Umtausch lasse ich mich nicht ein."

Der Holländer erhob sich. „Gut," sagte er, „ich nehme die Kopie und bezahle sie, wie ich gesagt habe. Ich reise morgen auf einige Tage in's Böhmische. Nach meiner Rückkehr sprech' ich noch einmal bei Ihnen vor. Bis dahin können Sie sich die Sache überlegt haben, ob sich der Preis für das Bild verdoppeln soll. Adieu, mein Lieber!"

Der Holländer nickte kurz und ging; Leonhard Friese aber sank auf den nächsten Stuhl und starrte vor sich hin. Tausend Dukaten! — Sein Glück, seine Liebe, seine Zukunft — sein Alles hing von dem Golde ab!

— — — — — — — — — — —

Es war in der Nacht vom 21. zum 22. Oktober 1788, in der ersten Stunde. Die Straßen, nur hier und da durch eine Oellaterne spärlich erleuchtet, dehnten sich einsam und dunkel aus. Am Fuße der nach der Bildergallerie vom Judenhofe aus führenden Treppe stand die Bretterbude eines ehrsamen Klempners, der hier am Tage seine Blechgeschirre feilgeboten hatte. Auf dieser Bude konnte man um die angegebene Zeit den Schatten eines Mannes bemerken, der sich vorsichtig nach allen Seiten umschaute und sich dann über das schmiedeeiserne Gitter, das die Gallerietreppe unten abschloß, hinüberschwang. Er schlich wie eine Katze die Treppe hinauf und blieb oben, im Schatten der Pfeiler, die den Portikus trugen, vor der zweiten verschlossenen Thür stehen. Diese Thür war aus Drahtgitter gebildet, das sich leicht zerschneiden ließ, so daß der Einbrecher unbemerkt durch die entstandene Oeffnung in die Vorhalle der Gallerie gelangen konnte. Hier zündete er einen Wachsstock an, hob sodann aus der dritten Thür,

welche die Gemäldesammlung von der Vorhalle trennte, durch Ablösung der Verkittung eine Glasscheibe heraus und zwängte sich hindurch.

Er stand nun in dem Eingangssaal zu der Gallerie, in dem sich unter Anderem auch das Pult eines der Aufseher befand. Der Mann führte Brecheisen und Dietriche bei sich; er erbrach das Pult, durchsuchte es und steckte eine städtische Obligation über fünfzig Thaler zu sich, die er unter den Papieren fand. Dann wanderte er, vorsichtig leuchtend, weiter durch die Säle. In dem Gemache, in dem die Werff'schen Bilder untergebracht waren, blieb er abermals stehen. Er schnitt zunächst das „Urtheil des Paris“ und das Seybold'sche Männerporträt aus ihren Rahmen und wendete sodann seine Aufmerksamkeit der Magdalena des Correggio zu. Hier schien er es mehr auf den kostbaren Silberrahmen mit seinem Edelsteinschmuck, als auf das Gemälde abgesehen zu haben. Er hatte wohl eine Stunde lang zu arbeiten, ehe er den Rahmen aus seiner Holzumrandung herausgeschraubt hatte, aber es gelang seinen geschickten Händen. Er hüllte das Bild nebst den beiden anderen in ein dunkles Tuch und eilte dann auf demselben Wege, den er zuerst genommen, in's Freie zurück. Auf dem Judenhofe verschwand seine Gestalt zwischen den dort aufgestellten Buden. —

Der Erste, der am nächsten Morgen den Einbruch in die Gallerie bemerkte, war der Aufseher Schneider. Er rief sofort seinen Kollegen Pechwell herbei, denselben, dem das geöffnete Pult gehörte; bald erschienen auch die übrigen Aufseher. Die Gallerie wurde abgesucht und nach Entdeckung der Lücken zum Inspektor Riedel geschickt. Auch Graf Marcolini fand sich noch am Vormittage in der Gallerie ein, um sich persönlich von dem Geschehenen zu überzeugen und dem Kurfürsten Meldung zu erstatten. Nicht die leiseste Spur wies auf den Urheber des Verbrechens. In unwillkürlicher Gedankenverbindung hatte sich der Minister allerdings sofort, als er hörte, daß sich unter den gestohlenen Gemälden auch das „Urtheil des Paris“ befinde, der seltsamen Unterredung erinnert, die er vor wenigen Tagen mit dem Herrn van der Werff gehabt hatte, aber der ausgezeichnete Leumund, den der niederländische Gesandte diesem reichen Amsterdamer Handelsherrn ausstellte, verscheuchte ohne Weiteres auch die leiseste Spur eines Verdachtes gegen ihn.

Wer war aber der Dieb?

Die Polizei begann sofort weitgehende Nachforschungen anzustellen. Bei den Antiquaren und Bilderhändlern Dresdens wurden Haussuchungen vorgenommen, und als diese nichts fruchteten, erließ man eine Bekanntmachung, laut welcher Demjenigen tausend Dukaten zugesichert wurden, der die gestohlenen Gemälde wieder zurückzuschaffen vermöge.

Das schien zu fruchten. Auf der Polizei meldete sich der Vergolder Karl Spießer und erzählte eine merkwürdige Geschichte. Er wollte vor etwa drei Wochen ein Gespräch belauscht haben, das sein Zimmernachbar, der Maler Leonhard Friese, mit einem fremden Herrn geführt hatte, der Sprache nach einem Ausländer, und wollte gehört haben, daß in jener Unterhaltung viel von dem Bilde „Das Urtheil des Paris“ und von der Möglichkeit einer Entwendung dieses Gemäldes die Rede gewesen sei.

Daraufhin wurde Leonhard Friese sofort in Untersuchungshaft genommen. Er war tödtlich erschrocken, und so schilderte er denn wahrheitsgetreu den Besuch des Herrn van der Werff und dessen seltsames Anerbieten. Aber er hatte wenig Glück damit; man glaubte ihm nicht und behielt ihn in Gewahrsam.

Um diese Zeit kehrte auch Herr van der Werff nach Dresden zurück, noch nichts von alledem wissend, was sich inzwischen dort ereignet hatte. Er wurde sofort verhaftet, Leonhard Friese gegenüber gestellt und in Gegenwart des Polizeidirektors und des Grafen Marcolini einem ersten Verhör unterworfen.

Er leugnete nichts und war ganz erstaunt, als man ihm auf seine Bemerkung hin, er habe sich nur „einen Scherz machen wollen“, erwiederte, daß er unter allen Umständen wegen Anstiftung zu einem Verbrechen vor Gericht gezogen werden würde. Jedenfalls behielt man ihn vorläufig gleichfalls in Haft, wo der vollblütige und leicht erregbare Mann in förmliche Tobsucht verfiel, so daß seine Ueberführung nach der Landesirrenanstalt nothwendig wurde.

Wieder vergingen einige Tage. Da erschien Anfangs November ein städtischer Lampenputzer auf der Polizei, der in den Frühstunden an der Appareille des Zwingers ein Packet mit zwei Oelbildern und einem Briefe gefunden hatte. Die beiden Bilder waren: das „Urtheil des Paris“ und die Seybold'sche Porträtstudie — der Brief aber, auf grobem Papier mit verstellter Handschrift geschrieben, lautete wie folgt:

„Die Bilder, so anbei, haben nach Amerika gesollt. Aber der sie genommen hat, will kein großes Vermögen haben, und die heilige Magdalena wird zurückgebracht werden, wenn man die versprochenen tausend Ducati in ein hinter dem an der Radeberger Straße stehenden Stundenstein befindliches Loch legt und solches mit Rasen zudeckt.“ Adressirt war das Schreiben an „Seine Durchlaucht den Kurfürsten zu eigener Eröffnung“.

Der Fund war von Wichtigkeit. Graf Marcolini befahl, einige handfeste Jäger sollten sich in der in dem anonymen Briefe bezeichneten Gegend hinter Buschwerk versteckt halten und alle Personen, die sich dem Stundenstein näherten, unverzüglich verhaften. Die Jäger lagen drei Nächte hindurch auf der Lauer, aber der Briefschreiber mußte gewarnt worden sein, denn in der Nähe des bezeichneten Meilensteins ließ sich kein Mensch blicken.

Die Thatsache, daß Wochatz dicht dabei ein Besitzthum hatte, und der üble Leumund des ehemaligen Schusters hatte den Verdacht auf ihn gelenkt. Sein Haus wurde umstellt, und er selbst genau beobachtet, aber es fand sich kein Anhaltspunkt. Es war nicht unwahrscheinlich, daß der Dieb die Polizei mystifiziren gewollt und die Magdalena mit dem kostbaren Rahmen längst in Sicherheit gebracht hatte.

3.

Indessen schmachtete Leonhard Friese noch immer im Gefängnisse.

Um die Mitte November erbat sich ein junges Mädchen, Anna Schneider, Audienz beim Grafen Marcolini. Sie gab an, die Braut Leonhard Friese's zu sein, und erzählte Folgendes:

Als der Angeber Friese's, der Vergolder Karl Spießer, zuerst mit seinen Bezichtigungen aufgetreten sei, habe sie sofort Verdacht geschöpft, er selbst stehe zu dem Bilderdiebe in irgend welchen Beziehungen. Sie habe ihn daher heimlich unausgesetzt beobachtet und belauscht, und dabei in Erfahrung gebracht, daß Spießer in letzter Zeit häufig mit einem Pfandleiher Namens Gerlach zu thun gehabt habe. Gestern Abend nun habe Spießer sie in sein Zimmer gerufen, ihr einen kleinen, mit Goldstücken gefüllten Kasten gezeigt und ihr dabei gesagt: „Siehst Du, Anna, das Alles bekommst Du mit und noch mehr, wenn Du mich heirathest und nicht den verhungerten Maler, der jetzt wegen Diebstahls im Gefängnisse sitzt. So reich, wie ich, ist mein Stiefvater auch, wenn er auch der Leute wegen so thut, als ob er arm wäre, und wenn er einmal stirbt, fällt mir Alles zu, was er besitzt. Dann siedeln wir nach Berlin über, hängen die Arbeit an den Nagel und leben herrlich und in Freuden . . .“ Bei diesen Worten des Spießer sei es ihr zur Gewißheit geworden, daß kein Anderer als er und sein Stiefvater Wochatz die Bilderdiebe sein könnten.

Noch an demselben Tage wurde Spießer verhaftet und zu gleicher Zeit eine Abtheilung Polizisten in das Haus des Wochatz geschickt, der mitsammt Frau, Mutter, Knecht und Magd gleichfalls gefangen gesetzt wurde. Alle leugneten ihre Urheberschaft an dem Diebstahl, und in der That fand sich auch weder in dem Wochatz'schen Hause, noch in der Wohnung Spießer's etwas Verdächtiges vor. Dagegen ergaben die Nachforschungen bei dem Pfandleiher Gerlach ein überraschendes Resultat. Man fand bei ihm nicht nur die gesammten zum Rahmen der Correggio'schen Magdalena gehörigen Edelsteine, sondern auch noch andere zahlreiche Gegenstände von Werth, die von Diebstählen herrührten, welche erst vor kurzer Zeit in Dresden ausgeführt worden waren.

Gerlach wurde in scharfes Verhör genommen und gestand denn auch, daß er die meisten jener Werthsachen von Georg Wochatz gekauft habe. Nunmehr wurde das Wochatz'sche Haus zum zweiten Male einer genauen Durchsuchung unterworfen; man riß auf dem Boden die Dielen auf und entdeckte in der Absattelung des Schornsteins, hinter einer bretternen Verkleidung, eine förmliche Diebshöhle, gefüllt mit hunderterlei verschiedenen Gegenständen, unter ihnen auch noch die Magdalena und den zerbrochenen Silberrahmen.

Wochatz, der bis dahin standhaft geleugnet hatte, gestand den Thatsachen gegenüber schließlich seinen Frevel ein. Er hatte in den letzten Jahren, meist im Vereine mit seinem Stiefsohn, eine ganze Reihe von Diebstählen verübt. Den Anstoß zu dem Diebstahl in der Bildergallerie hatten die Bemerkungen des Inspektors Riedel über den hohen Werth der drei Gemälde und des Silberrahmens zu der Magdalena gegeben, die Wochatz zufällig gehört hatte; ferner aber auch das Gespräch, das Leonhard Friese mit dem Holländer über das „Urtheil des Paris“ geführt, und das Spießer belauscht und seinem Stiefvater wiedererzählt hatte. Man beschloß, den Verdacht auf Friese zu lenken; Spießer wollte damit auch den unbequemen Nebenbuhler um die Gunst der schönen Anna loswerden. Als die Diebe indessen sahen, welches Aufsehen die Entwendung der Gemälde gemacht, beschlossen sie, zwei derselben zurückzugeben und nur die Magdalena, des kostbaren Rahmens wegen, zu behalten. Sie brachen die Steine aus und verkauften sie an Gerlach, packten die beiden anderen Bilder zusammen und legten sie mit dem Briefe an den Kurfürsten, den Spießer geschrieben hatte, am Zwinger nieder.

Leonhard Friese wurde sofort aus der Haft entlassen. Elend und vergrämt kehrte er nach seiner Wohnung in der Sporergasse zurück, wo ihn Anna mit einem Jubelschrei empfing. In den Armen und am Herzen der Geliebten vergaß der Bedauernswerthe, was er hatte leiden müssen.

Eine Entschädigung für eine unschuldig erlittene Haft gab es damals so wenig wie heute. Leonhard standen infolge dessen noch traurige Wochen bevor. Der Herr, für den ursprünglich die Kopie des „Urtheils des Paris“ bestimmt gewesen, ein reicher Engländer, war inzwischen in seine Heimath zurückgekehrt. An die Hochzeit war unter diesen Umständen vorderhand noch nicht zu denken. Leonhard begann sich wieder mit einfacher Stubenmalerei zu beschäftigen; er strich Wände und Decken an und verdiente mit dieser allerdings wenig künstlerischen Beschäftigung immerhin so viel, daß er nicht zu hungern brauchte. . . .

An einem der ersten recht kalten, aber sonnenhellen Dezembertage kehrte Leonhard um die Mittagszeit von seiner Arbeit nach Hause zurück.

In der Nähe des Neumarktes hinderten dichte Menschengruppen ihn an seinem rüstigen Vorwärtsschreiten. Auf dem Platze selbst drängte sich eine erregte und johlende Menge, meist aus Arbeitern und halbwüchsigen Burschen bestehend, um eine Art Schaffot, auf dem ein Pranger in Kreuzesform errichtet war. Sperrhölzer, die sich durch Schrauben verstellen ließen, hielten die Köpfe der beiden zu dieser entehrenden Strafe verurtheilten Verbrecher unbeweglich fest. Es waren Wochatz und sein Stiefsohn.

Herr van der Werff war ebenfalls unter den Schaulustigen — aber nicht mehr der fette und behäbige Lebemann von einst, sondern ein langer, hagerer Mensch, den die Kleider umschlotterten, und dessen tiefliegende Augen noch von dem Leid der kaum überwundenen Nervenkrankheit erzählten.

„Mitkommen," sagte der Holländer kurz, und Leonhard folgte ihm. Die Beiden begaben sich in die Wohnung des Malers. Dort begann der Holländer plötzlich auf das Fürchterlichste auf Sachsen, Dresden, den Kurfürsten, Marcolini und die Polizei zu schimpfen, vor Allem auf seine Wärter im Irrenhause, die ihn als Tollen behandelt und zeitweilig in die Zwangsjacke gesteckt hätten, obwohl er der einzig vernünftige Mensch in dem ganzen verwünschten Lande sei. Schließlich hatte der niederländische Gesandte sich seiner angenommen; van der Werff wurde entlassen und auch die erneute Bekanntschaft mit den Gerichten blieb ihm erspart; dagegen mußte er sich verpflichten, binnen drei Tagen die Grenzen Sachsens hinter sich zu haben.

„Ich reise noch heute Abend," erzählte er Leonhard, „ich bleibe keine Stunde länger in diesem Räuberneste! Aber nun zu uns, Mynheer Friese. Ist meine Kopie fertig? — Schön. Hier sind die versprochenen fünfhundert Dukaten. Das „Urtheil des Paris" kommt nun doch in meine Gallerie, und Jacobus Huysum mache ich weiß, es sei das Original. Wickeln Sie mir das Bild ein, lieber Herr Friese, ich nehme es gleich mit."

Van der Werff zählte die Goldstücke auf den Tisch.

Wer war glücklicher als der arme Maler! — Es war in der That heute ein Tag des Glückes. Der Holländer hatte kaum das Zimmer Leonhard's verlassen, als Anna jubelnd zu ihrem Geliebten stürzte.

Graf Marcolini hatte beim Justizminister durchzusetzen gewußt, daß Anna die tausend Dukaten, die als Belohnung für die Entdeckung der Bilderdiebe ausgesetzt worden waren, erhielt; ein Schreiben Seitens des Polizeidirektors hatte sie aufgefordert, sich die genannte Summe in der Oberrechnungskammer, wo sie deponirt lag, zu holen.

Anna und Leonhard heiratheten sich. Das Talent des Letzteren entwickelte sich unter den günstiger gewordenen äußeren Umständen prächtig, und wenn er nicht eine Berühmtheit wurde, so lag dies wohl nur daran, daß er, noch verhältnißmäßig jung, im Jahre 1802 in Dresden starb.



Spinnende Indianerin in Mexiko.

Mannigfaltiges. (Nachdr. verboten.)

Der erste Hervorruf. — Der Gebrauch, Schauspieler nach ihrem Abtreten wieder auf die Bühne hervorzurufen, rührt aus dem Jahre 1777 her, wo am 20. Juli in der Comédie italienne zu Paris ein Lustspiel „Die Intriguen Harlequins" gegeben wurde. Das Publikum war von dem Schauspieler Dorsonville so entzückt, daß es ihn nach der Vorstellung noch einmal auf die Bühne rief; er war der erste Künstler, dem solche Ehre widerfuhr. [—dn—]

Energischer Bescheid. — Euklid, der gewöhnlich der Vater der Mathematik genannt wird, lehrte dieses Fach an der Schule zu Alexandria. Als ihn da der Egypterkönig Ptolemäus Soter einst fragte, ob er ihm diese Wissenschaft nicht auf kürzerem Wege beibringen könne, gab Euklid die noch heute unvergessene Antwort: „Es gibt keine besondere Königsstraße zur Gelehrsamkeit!" [—dn—]

Spinnende Indianerin in Mexiko.

(Mit Bild.)

Einer der ältesten und schönsten Indianerstämme von Mexiko ist derjenige der Mayas, welche die Küstengegenden, besonders die der Halbinsel Yukatan, bewohnen. Unsere Abbildung zeigt eine Mayafrau in ihrer Behausung beim Spinnen. Die Spindel wird in eigenthümlicher Weise quirlförmig in einer mit Schnitzereien verzierten Holzschüssel gedreht. Die Frau trägt eine lange Tunika mit kurzen Aermeln und viereckigem Ausschnitt, „Uigil" genannt. Oben und unten ist das Gewand mit rothen, grünen oder blauen Stickereien geziert, die Blätterwerk, Blumen, Vögel und dergleichen darstellen. Die Hautfarbe der Mayas ist rothbraun, aber ziemlich hell, ihre Haare sind schwarz und ungelockt.

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 41:
Vergeben ist leichter als vergessen.

Charade. (Zweisilbig.)

Scharf sehr oft der Silben erste
Manchem Handwerk nützlich dient,
Doch auch dem, von dem das schwerste
Der Verbrechen wird gesühnt.

Heilig soll uns sein die Zweite,
Die allein die Wahrheit stützt,
Wenn man suchen will im Streite,
Wo das Recht und Unrecht sitzt.

Sieht vereint man jene Beiden,
Liegt nichts Scharfes mehr darin;
Mitgefühl für fremde Leiden
Ist des Ganzen wahrer Sinn.

Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösungen von Nr. 41:
des Arithmogriphs: Breslau, Reblaus, Saebel, Elbrus, Rubel, Laura, Saul, Leba;
des Wechsel-Räthsels: Traum, Raum.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., **Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.